

# Nach oben offen

Eine Begegnung mit der jungen Schauspielerin Marlene Burow, die jetzt in Emily Atefs Kinofilm „Irgendwann werden wir uns alles erzählen“ ihre zweite Hauptrolle spielt.

Von Andreas Körner

In Berlin, wo ihre Familie mit Eltern und jüngerem Bruder wohnt und sie aufgewachsen ist, spielte Marlene Burow erste Kurzfilmchen und Theaterstückchen mit Freundinnen. Hier wurde es in einem Schauspielkurs ernster und beim ersten öffentlichen Casting so richtig ernst. Jetzt ist für Marlene Burow Leipzig „Handlungsort“ ihres im Herbst 2022 begonnenen Schauspielstudiums an der traditionsreichen Hochschule für Musik und Theater „Felix Mendelssohn Bartholdy“. Gleich gegenüber, im Café Luise, lässt es sich schon mal gut sitzen. Für einen Cappuccino nach einem dieser langen Studientage oder einen Happen Energie.

Marlene Burow kam mit kleineren Fernseh- und Leinwandauftritten, besonders aber mit zwei Hauptrollen in Kinofilmen. Das Studium hatte gerade begonnen, als „In einem Land, das es nicht mehr gibt“ an den Start ging, im Sommer '22 war Emily Atefs „Irgendwann werden wir uns alles erzählen“ abgedreht. Marlene wurde erst zu Suzie, die als 16-Jährige in die staatliche und alternative Modesezene der DDR gerät, dann zu Maria, die schon mit 18, bald 19 und einem Mann namens Henner die Liebe ihres Lebens erfährt.



Wir haben jede Berührung geprobt und es dadurch geschafft, über die Körperlichkeit noch näher an die Figuren heranzukommen.

Marlene Burow

Was bislang von Marlene Burow zu sehen war, ruft Erinnerungen an all die Naturtalente auf den Plan, die kein Studium brauchten oder wollten, um in diesem Beruf glücklich und erfolgreich zu werden. „Es war ein Prozess, mich überhaupt an einer Schauspielschule zu bewerben“, sagt die 22-Jährige. „Bei der Arbeit an diesen großen Produktionen mit all den künstlerischen Herausforderungen habe ich gemerkt, dass etwas fehlt. Ich nenne es ganz gern Sehnsucht, weil es in diesem Beruf wirklich etwas gibt, das einen antreibt, weshalb man immer weiter und weiter gehen möchte. Gerade läuft es richtig gut, ja, aber was kommt danach, wenn ausgespielt ist, was ich schon kann? Ich habe es mir nicht zgetraut, so ganz ohne Studium weiterzumachen. Durchs Studium aber



Marlene Burow: „Es hat etwas in mir ausgelöst, das Danielas Maria zu meiner Maria werden ließ.“

FOTO: PANDORA FILM / ROW PICTURES

das Handwerk wirklich zu erlernen und damit Türen zu öffnen, von denen ich bislang gar nicht wusste, finde ich spannend. Es geht ja auch um zugewiesene Rollenfelder, die ich mir selbst vielleicht gar nicht ausgesucht hätte.“

Es hat mit dem Theater zu tun, einem für Marlene Burow völlig neuen Terrain, dem sich die Leipziger Hochschule seit jeher und mit aller Konzentration widmet. So ist sie jetzt dort, wo vor ihr beispielsweise schon Albrecht Schuch, Nadja Uhl, Ulrich Mühe, Peter Sodann oder Tom Wlaschiha gewesen sind. Oder Peter Schneider, dem sie in beiden großen Kinofilmen begegnet ist. Als sich Marlene „wie ein Küken“ fühlte, mit großen Augen auf die anderen um sie herum schaute, alles an Hilfe mitnahm, was ihr von Kolleginnen und Kollegen angeboten wurde, diesen „wunderbaren Menschen, die in ihrem Beruf so stark sind.“ Wo sie schon viel Respekt, Anerkennung und schlichtes Lob für ihre Leistung bekam. Entdeckerlust und Natürlichkeit wurden ihr bescheinigt, Wandelbarkeit und Präsenz, Kraft und die Gabe, nicht zu posen.

Es ist längst ein geflügeltes Wort, wonach nun wirklich jedes Mädchen irgendwann Schauspielerin, Sängerin oder Tänzerin werden will. Bei Marlene Burow kam es nicht anders.

„Es war immer das Künstlerische, die Spiellust, das Sich-Verkleiden und Abenteuer erleben.“

Im Café mit Marlene Burow fällt auf, was so viele Menschen von Film und Nicht-Film bereits spüren durften: ihre schon ausgeprägte Reflektivität, das In-sich-Ruhende, die Pausen vor den Antworten, weil sie besonders auch die Pausen zwischen den Worten ihrer Rollen so liebt. Und da ist das Aufblitzen einer naturgegebenen, essenziellen Spielwut und sei es nur in ihren Augen, wenn sie von Maria aus „Irgendwann werden wir uns alles erzählen“ spricht. Oder von Bedenken, Begabung, Angst und Neugier, die allesamt zum Beruf gehören. Marlene Burow: „Man muss sich selbst glauben können. Ich habe weit nach Abschluss des Drehs wieder meine Notizen gelesen, und es kam die große Angst, dass ich Maria nicht gerecht geworden bin. Diese junge Frau, die ich nie wieder spielen werde, in dieser so großen, wichtigen Geschichte. Maria, die gleich hingengeblieben ist, als ich ihr erstmals begegnet bin.“

Doch, von welcher Maria sprechen wir? Da ist die, die sich Autorin Daniela Krien ausgedacht hat, das Bild von ihr, das sich im Kopf von Regisseurin Emily Atef entwickelte und jenes von Marlene: „Es ist zunächst Danielas Maria. Es war total schön,

mit einem Roman arbeiten zu können und diese sehr eigene Gedankenwelt vor sich zu haben. Es hat etwas in mir ausgelöst, das Danielas Maria zu meiner Maria werden ließ. Ich lese also, habe ein Empfinden für die Figur, setze mich dann mit Emily zusammen, und wir versuchen, uns zu vereinen. Maria ist extrem reif für ihr Alter, testet sich aus, weiß schon genau, was sie möchte, und geht noch konkreter dort hinein. Natürlich wünsche ich mir, dass Daniela etwas in meiner Maria sieht, das auch

sie schon gesehen hat.“ Oder, ungleich spannender, noch nicht.

Marlene Burow weiß, dass viele Antworten auf Fragen zu „Irgendwann werden wir uns alles erzählen“ zu Herausforderungen heranwachsen können. Es wird um die Story gehen, den zeitlichen Hintergrund, um Heikles und Brisantes. „Ich glaube, dass es immer einen ersten Instinkt gibt, ein Bauchgefühl, das man beibehält. Hier denkt man sich beim Lesen schon: Kann ich das? Will ich das? Ich möchte, dass eine Frau die Geschichte verfilmt. Wir erzählen aus der Perspektive und von intimen Gefühlswelten einer jungen Frau. Ich habe mich auf Emily als Regisseurin und die Arbeit für diesen Stoff sehr gefreut, möchte aber nicht ausschließen, dass nicht auch Männer über starke Frauen erzählen können. Warum nicht?“ Wir denken an Pedro Almodóvar, Tom Tykwer, Andreas Dresen, Hans-Christian Schmid.

Marlene Burow wächst als junge Schauspielerin in eine Zeit hinein, in der gesellschaftliche Barrieren fallen, Ressentiments ausgesprochen werden und begonnen wird, mit ihnen aufzuräumen. Zeiten, in denen speziell die Filmszene bedrohlich eingefahrene Gleise mehr und mehr verlässt. Das „Davor“ hat sie nicht kennengelernt, aber davon gehört und die wohlthuende Befreiung ge-

spürt, die Schauspielerinnen und sehr wohl Schauspieler jetzt erleben dürfen. Was leistet also ein „Intimacy Coordinator“ am Filmset wirklich? Marlene Burow: „Er bringt Hilfe und Unterstützung, damit ich angstfrei und mit Vertrauen in eine Szene gehen und bei Barrieren in mir sofort reagieren kann. Angst meint dabei nicht, mir könnte etwas zustoßen. Es geht darum, gemeinsam einen Umgang zu entwickeln, in sehr verletzlischen Szenen die eigenen Schamgrenzen, die ich natürlich habe, zu überwinden. Wir haben jede einzelne Berührung geprobt und es dadurch geschafft, über die Körperlichkeit noch näher an die Figuren heranzukommen.“

Maria und Henner, die anfangs Achtzehn- und der Vierzigjährige, durchfährt einen Sommer lang Schweben und Schwanken, Lüge und Ohnmacht, Lust und Schmerz. Wie schaut Marlene Burow auf Henner? „Man spürt, er ist vom Leben geprägt und kämpft mit seinen eigenen Dämonen. Henner hat seine Schattenseiten, durch die Schatten aber scheinen seine anderen Seiten durch. Dass die Liebe ihn weich gemacht hat, wie Daniela Krien so wundervoll schreibt, muss man im Kontext seiner Geschichte verstehen. Zwischen Maria und Henner gibt es Abmachungen, die sie auf Augenhöhe treffen. Sie sind ihnen bewusst. Obwohl beide in so unterschiedlichen Zeiten aufgewachsen sind, empfinden sie ähnlichen Schmerz.“ Und Felix Kramer, der Henner spielt? „Felix ist ein sehr feiner Spieler. Wie er seine Rollen ausfüllt, wie er in ihnen bleibt und trotzdem so viele Variationen entdeckt, ist beeindruckend. Ich habe die Hingabe in seiner Arbeit sehr bewundert.“

Am Ende dieses verlängerten Studientages geht es noch um Adrenalin, Glück und Mut, Unvorhergesehenes und Erwartbares, ums hilfreiche Backup der Eltern, die Rätsel und Geheimnisse eines Berufes, die Marlene Burow schon trefflich für sich behält, auch um uns, die wir nur schauen, das Magische des Kinos zu bewahren. Es geht ums Jonglieren zwischen forderndem Studium und neuen, mit Sicherheit anstehenden Rollenangeboten, um den Umgang mit Geld, den man lernen muss, Formeln, aus denen Mädchenträume zu ersten Professionen werden, um Hoffnungen für sich selbst, um Menschen, Themen, Landschaften, die sie ohne die Arbeit als Schauspielerin vielleicht nie kennengelernt hätte.

Für Marlene Burow ist alles sehr zeitig sehr groß geworden, und dennoch ist es für sie vor allem eines: Nach oben offen.

„Irgendwann werden wir uns alles erzählen“ läuft im Programmkinos Ost. „In einem Land, das es nicht mehr gibt“ ist gerade auf DVD/Blu-ray bei Tobis erschienen

## IN KÜRZE

### Holländische Malerei im Arp Museum

Das Arp Museum Bahnhof Rolandseck zeigt bis 20. August die Ausstellung „Goldene Zeiten der holländischen Malerei. Sammlung Kremer trifft Sammlung Rau“. Dabei sind 50 Meisterwerke des 17. Jahrhunderts zu sehen.

### Gitarrist von der Band The Script tot

Der Gitarrist Mark Sheehan von der irischen Rock-Band The Script ist nach kurzer Krankheit im Alter von 46 Jahren gestorben. Sheehan hatte die Gruppe („Hall of Fame“, „Breakeven“) zusammen mit Frontmann Danny O'Donoghue und Schlagzeuger Glen Power im Jahr 2001 gegründet.

### Rayk Goetze schenkt Kunsthalle Bild

Der Künstler Rayk Goetze hat der Rostocker Kunsthalle das Bild „The Abschaum“ geschenkt. Die Kunsthalle öffnet nach dreijähriger Generalsanierung am 6. und 7. Mai mit zwei Tagen der offenen Tür.

## Klangrausch

Tugan Sokhiev dirigierte das 9. Symphoniekonzert der Sächsischen Staatskapelle Dresden.

Von Mareile Hanns

Der „sinfonische Dichter“ Richard Strauss stand im Mittelpunkt des 9. Symphoniekonzertes der Sächsischen Staatskapelle Dresden in der Semperoper, für das Tugan Sokhiev an deren Pult zurückkehrte. Es waren Tondichtungen aus zwei unterschiedlichen Phasen, bei denen Strauss auf die illustrierende Wirkung der Musik baute. Bereits in jungen Jahren (1888/89) beschäftigte er sich mit den letzten Dingen, in „Tod und Verklärung“: Ein Kranker sieht sein Leben an sich vorüberziehen, stirbt und findet sich im (Musik)Paradies wieder. Musikalisch ist es ein opulent besetzter, freier Sonatensatz, der im zentralen Verklärungsthema am Ende kulminiert – ein wahrer Klangrausch.

Dieser üppige Bogen wurde von der Staatskapelle Dresden mit größter Leidenschaft entwickelt, hervorragend auf allen Positionen besetzt. So ist das, wenn exzellente Orchesterkultur und eine über Jahrzehnte gewachsene Liebe zu einem kompositorischen Hausgott aufeinander

treffen. Mit Tugan Sokhiev scheint man sich bestens zu verstehen. Er legte viel Wert auf die Entwicklung des ausgeklügelten klanglichen und dynamischen Beziehungsgeflechts, auf Sorgfalt und presste die Kapelle nicht in ein Korsett. Dieser Eindruck erhielt sich den ganzen Abend.

Nach einem unglücklichen Opernprojekt wandte sich Strauss

wieder der Tondichtung zu, diesmal „Till Eulenspiegel“, heute ein Lieblingsstück von Orchestern und Publikum. Die Preziosen der raffinierten Instrumentierungskunst des Meisters mit all ihren diffizilen Herausforderungen waren bei der Kapelle in kompetenten Händen (z.B. Robert Langbein mit dem berühmten Hornthema). Man wurde mitgerissen von

ihrer brillanten, vielschichtigen Charakterisierungskunst, die die Eulenspiegel-Streiche höchst delikat und mit Pfiff zum Leben erweckten.

Abgerundet wurde der Strauss-Teil mit einer fulminanten Deutung von Salomes Tanz, ganz der schwülen Atmosphäre des Stückes verpflichtet, farbenreich, reichhaltig im dynamischen Spektrum – einfach

hinreißend, wobei die prächtigen Bläser dem Spektakel die Krone aufsetzten.

Strauss hat mit seinen Tondichtungen auch bei Franz Liszt liegende Wurzeln angesetzt – so weit eine Verbindung zwischen beiden. Doch irgendwie wirkte dessen 1. Klavierkonzert Es-Dur (ersatzweise ins Urkonzept aufgenommen) wie ein Fremdkörper in dem Symphoniekonzert.

Solist war der junge Chinese Haochen Zhang, technisch absolut untadelig, virtuos und voll Hingabe für Liszt. Von seiner in sich versunkenen, innigen Wiedergabe der lyrischen Passagen (z.B. Adagio) kann man nur träumen, ebenso vom quicklebendigen Scherzo (wunderbar grazios im Zusammenspiel mit dem Orchester). Doch es gab eben auch die mächtvollen Rahmensätze, in denen sich Haochen Zhang allzu oft von seinem Temperament hinreißen ließ und es seinerseits grob wurde. Dass es Tugan Sokhiev und der Staatskapelle dennoch gelang, hier die nötige Balance zu wahren, kommt eigentlich einem Wunder gleich.



Solist im 9. Symphoniekonzert der Staatskapelle Dresden war der junge Chinese Haochen Zhang ...

FOTO: MATTHIAS CREUTZIGER



... am Dirigentenpult der Staatskapelle stand Tugan Sokhiev.

FOTO: MATTHIAS CREUTZIGER